

Er begleitete viele beim Sterben. Nun tröstet der todkranke Röbi die eigenen Angehörigen

«Röbi geht» spiegelt das Leben eines 77-Jährigen und seine letzten Monate. Der Kinofilm vermittelt Nähe, ohne dem Voyeurismus zu verfallen.

Urs Bühler, NZZ 17.05.2023, 05.30 Uhr



Auch in seinen letzten Lebensmonaten lässt sich Röbi Spaziergänge mit seinem Hund nicht nehmen.

PD

Was der Mensch fürchtet, macht er sich gern klein, auch per Diminutiv, dieser in der Schweiz so beliebten Form: «Chräbsli» nennt Röbi die Krankheit, die ihn von innen her auffrisst. Den Tod aber macht er sich zum Bruder in einem Gedicht und bittet ihn: «Komm durch die offene Tür, in einer klaren Stunde. Nicht so bald: Ich hab noch einiges zu leben.»

Der Lungentumor lässt dem 77-jährigen Robert Widmer-Demuth nur noch wenige Monate, höchstens ein Jahr, das weiss er. Nach der Diagnose entscheidet er sich gegen die Option, das Ende mit Massnahmen wie Chemotherapie hinauszuzögern. Und er willigt ein, sich auf seiner letzten Wegstrecke vom Regiepaar Christian Labhart und Heidi Schmid begleiten zu lassen.

«Ich kann gut tot sein»

Ein guter Teil der Kinodokumentation «Röbi geht» spielt auf dem Sofa seiner Stube im Zürcher Oberland, bei Gesprächen mit Freunden und Verwandten. Da lauschen drei Enkelkinder den Erzählungen eines Grossvaters, wie er im Buche steht: mit

weissem Bart, viel Geduld und noch mehr Geschichten im Kopf. Wie aber kann er sie darauf vorbereiten, dass er sie bald verlassen wird? Ganz zu schweigen von mehreren erwachsenen Besuchern, denen die Tränen kommen im Dialog mit dem Todkranken. Dieser spendet Trost, hält ihnen die Hand. «Ich habe so viel gelebt, ich kann gut tot sein», notiert er einmal in seiner lakonischen Art.

Es ist die Gelassenheit am Ende eines erfüllten Lebens, doch sie ist keineswegs selbstverständlich, wie viele Beispiele zeigen. Was hat jemand richtig gemacht, dass er so gut gehen kann? Bestens vorbereitet auf seine letzte Prüfung fühlt sich der ausgebildete Krankenpfleger durch seine jahrzehntelange Arbeit im Zürcher Obdachlosenheim «Suneboge», dessen erster Angestellter er 1973 wurde. Der Gründer Pfarrer Sieber selbst gehörte zu den vielen, die er später beim Sterben begleitete – ein Akt der Versöhnung, nachdem sich die beiden auf dem gemeinsamen Weg entfremdet hatten.

Mit Videos und Fotos aus dem Familienarchiv wird zwischendurch auf ein Leben zurückgeschaut und auf eine Liebe, die ein halbes Jahrhundert lang hält: Röbis Sterben bringt seine Frau Heidi an den Rand ihrer Kräfte. Doch sie spricht auch davon, wie diese Zeit ihr trotz allem Augenblicke des gemeinsamen Glücks und eine Art Trauervorarbeit ermöglicht.

Nicht lebens-, aber sterbensmüde

Begleitet von der Hausärztin, die auch Freundin ist, registriert der Protagonist seinen körperlichen Zerfall, bis er sich selbst zum Geist wird: In einem seiner Gedichte, die als Gerüst des Films dienen, ist von einem schiefen Gerippe die Rede, das er nackt vor dem Spiegel sieht. Lebensmüde wirkt er keineswegs, aber sterbensmüde wird er mehr und mehr. Er ist bei Exit angemeldet für den Fall, dass das Leiden überhandnimmt und er «aus Achtung vor dem Leben» und vor seinem Umfeld findet: «Jetzt muss ich gehen, es geht nicht mehr.» Dieser Punkt ist im Hochsommer 2022 erreicht. Wir können es erahnen, der Hund liegt einsam auf dem Sofa, leer bleibt der Korbsessel, und die Witwe steht allein inmitten vieler Kondolenzsträusse.

So schliesst ein leiser Film, der allen Beteiligten ihre Würde lässt, jeden Anflug von Voyeurismus vermeidet und nur das eine oder andere Natursymbol etwas zu aufdringlich streut. Er kann nicht mit messerscharfer Analyse aufwarten wie das Tagebuch, in dem vor vierzig Jahren der Zürcher Strafrechtsprofessor Peter Noll unter dem Titel «Diktate über Sterben und Tod» seine Krebserkrankung protokollierte. Und er geht nicht derart unter die Haut wie Jan Gassmanns «Chrigu» (2007) über einen sterbenskranken jungen Mann. Aber er nährt die Erkenntnis, dass der Tod nicht als Feind gesehen werden muss.